

81]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Und ein Moment aus seinem früheren Leben erwachte in seiner Erinnerung so deutlich, als würde er ihn jetzt erleben. . . . Er stand auf der riesigen Brücke, hoch über der Ducht und über der gewaltigen Stadt. Auf der einen Seite zog sich das Meer hin, weit in der Ferne mit der hohen Linie des Horizonts abschließend, — nach der anderen Seite breiteten sich unendlich, grenzenlos, Häuser, Fabrikshornsteine, Dächer, in einer dichten, festgefügtten Masse, aus welcher bald hier, bald dort die geipenstischen Rumpfe der Wolkenfräher fast in den Himmel wuchsen.

Der Abend kam, — das Grün des Meeres wurde grau, und die Stadt fing an, in Rauch und Nebel unterzutauchen. Hier und dort blickten Lichter auf, welche die ungeheuren Entfernungen in diesem Sammelbecken menschlicher Wohnsitze bezeichnen. Unter den Füßen der Abgrund, und ganz tief unten schieben sich Schiffe mit den bunten Laternen, kreuzen die kleinen, schnellen Dampfer, stecken tief im Wasser die kolossalen Gebäude der transatlantischen Paketboote, die von der ganzen Welt her das Elend nach diesem Amerika bringen, wo es angeblich Freiheit gibt, Grund und Boden gratis und reichlichen Verdienst. Die Massen wimmeln im Hafenuai, die Lokomotiven und Dampfwinden rauchen. Die gewaltigen Schiffe atmen Rauch und Dampf aus.

In einem Augenblick entzündeten sich unten die unendlichen Schnüre der elektrischen Lichter über der glänzenden Ducht und über den Quais.

Es erglänzten im weißen Licht die glasgedeckten Hallen, Magazine Bureaus . . . Ueber der schwarzen Stadt stand finster der dunkelrote Mond. Es erglänzten matt die unzähligen Fenster der turmartigen Häuser und herrschten in der Höhe, frech und grausam auf die zu ihren Füßen ruhende Welt blickend. Die vielen riesigen Inschriften aus Feuer auf den Dächern verkündeten der Welt in gewaltigen Lettern die Herrschaft des Geldes und entblöhten schamlos ihre Uebermacht und Gewinnjucht.

Still und drohend stand vor ihm das schauerliche Bild der Welt. Und der einsame, verlassene Knabe begriff das Abenteuerliche seines Schicksals und das unsägliche Unrecht, das ihm zugesügt worden war. Er erfaßte ein für allemal den wahren Sinn der Welt und trank ihn in sich hinein. Als hätte jemand ein großes Buch vor ihm geöffnet, in dem mit großen Buchstaben, in einfachen und verständlichen Worten die ganze mörderische Wahrheit über das Leben und die menschlichen Dinge geschrieben stand.

Ueber dies offene und lebendige Buch gebeugt, stand der hungrige und mißhandelte Knabe, ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne Heim und ohne auch nur eine Seele unter diesen Millionen mit sich selbst befaßter Menschen zu kennen. Still und drohend stand vor ihm die entüllte und grausame Welt, und seine erstaunten Augen konnten sich nicht von ihr losreißen. Es war alles wie in einem unwahrscheinlichen Traum. Das Bild brannte sich ins Gehirn ein und blieb dort für immer haften. Niemals vergißt es der Mensch, der es einmal so sah. Immer und auf alles wird er durch dieses Bild hindurchblicken, wie durch eine gemalte Scheibe. Die Begriffe von Gut und Böse werden sich in ihm verändern und mißbilden; jedes menschliche Gefühl und jedes menschliche Streben; das Leben wird seinen Wert verlieren und der Tod seinen Schrecken.

Er erinnerte sich, wie er einen Moment fühlte, daß die Erde unter ihm erzitterte. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er auf einer Brücke steht, daß er von dort schaut, daß er lebt, und daß neben ihm Menschen leben. Und in einem Moment hörte er plötzlich das Leben betäubend erkrachen. Das Rollen der Wagen, die Supen der Automobile, die schauerlichen Signale der Lokomotiven und Schiffe, das Knirschen der Winden und der vielfältige, dumpfe, niemals zur Ruhe kommende menschliche Lärm: hitzige Gespräche, Schreie, Lachen, Stöhnen, Anrufe, Seufzen, Befehle und Flüche . . .

So ist das? So ist das also?

So erstaunt der Mensch immer, wenn er in einer bestimmten Stunde seines Lebens das wahre Geheimnis des Alltags erkennt und die einzige, — seine Wahrheit errät.

In jenen Augenblick erinnerte sich jetzt Gryziak und dachte an alles, was dann geschehen war, bis zu dem Augenblick, als er, in der Morgendämmerung erwachend, in der Zelle die Soldaten erblickte. Die Kameraden scherzten, aber sie machten sich rasch fertig. Sie wollten ihm noch etwas sagen, und auch er hätte gern etwas gesagt, aber es ging alles so rasch. Sie zündeten die Zigaretten an, setzten die Mützen schief aufs Ohr und gingen.

Jetzt sollte es nur jemand wagen, ihn hier auf der Straße anzustoßen! Oder ihm etwas Unfreundliches zu sagen . . . Sollte es diese vorbeikomende Patrouille nur versuchen, ihn nach seinem Paß zu fragen! . . .

In einer wilden Erwartung harnte er auf einen Angriff, auf einen Anlaß, aber alles war mit sich selbst beschäftigt. Einmal und das andere Mal sah ihn der Posten an und sah sich dann wieder nach den Soldaten um. Noch einmal blickte er auf Gryziak, aber dieser erwiderte mit einem solchen Blick, daß der Polizist ihm den Rücken kehrte und eine jüdische Händlerin zu schütteln begann, die sich mit ihrem Kram auf das Trottoir gesetzt hatte.

Er ging in einen Hof hinein, er wußte selbst nicht warum, und blieb dort stehen. Ein ausgegelter Hund mit einem enthaarten Fell kletterte an dem verschlossenen Müllkasten hinan und versuchte vergeblich den Deckel zu heben. Er sah sich mit unruhigen blutunterlaufenen Augen um und bellte wütend.

Jedes menschliche Leid wäre ihm jetzt angenehm gewesen, aber dieses Elend des Hundes konnte er nicht ertragen. Er riß ein Stück von der Wurst ab, die er unterm Arm in Papier eingewickelt trug, und warf es dem Hund hin. Er warf ein Stück nach dem andern hin, bis er nichts mehr hatte. Der Hund schluckte, ohne zu kauen. Schließlich riß sich der Bursche aus seiner Versunkenheit und ging weiter. Er hatte zu nichts Lust, zwang sich jedoch mit Willensanstrengung, irgendwelche Pläne zu entwerfen. Man mußte ja etwas tun!

Er bemerkte, wie zerlumpt er aussah, und daß er dadurch die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er ging in die kleine Malowagasse und suchte sich dort einen anständigen getragenen Anzug aus, einen Paletot, hohe Stiefel, zog sich sofort um und verkaufte seine alten Sachen zusammen für zwei Gulden. Er bemerkte, wie der Hund hinter ihm herging und vor jedem Laden auf ihn wartete wie auf seinen Herrn. Das freute ihn, und er streichelte den Hund.

Nachdem er sich umgekleidet hatte, ging er durch Warschau spazieren. Er hatte in seinem Kopf gar keine Absichten oder Pläne mehr. Der Hund folgte ihm.

Gryziak fühlte sich gänzlich entgleist. Er hatte ein Gefühl, als fehlte es ihm an Luft zum Atmen. Er wußte durchaus nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er blieb vor den Läden stehen und ging weiter. Bog ohne jedes Ziel in verschiedene Gassen ein, und kehrte um. Der Hund folgte ihm Schritt auf Schritt. So irrten sie durch die Stadt an die zwei Stunden.

Es war wie eine Rede um ihn. Noch nie hatte er dergartiges empfunden. Wohin war jene wütende unersättliche Lust zum Leben verschwunden, die stets in ihm gebrannt und ihn immer und überall in Abenteuer, in Gefahr gehebt hatte? Die leidenschaftliche Neugier war gebrochen, welche ihn einst in alle Richtungen der Welt trieb und ihm befahl, seltsame Leute kennen zu lernen, dem Tode ins Gesicht zu sehen und auf tausend Arten seine Kraft und Tüchtigkeit zu prüfen. Jetzt hatte er zu nichts Lust — die Langeweile würgte ihn. Er befahl sich, zu denken: du mußt in drei Tagen verreisen! du mußt dich nach Geld umsehen! Und doch wußte er, daß er keinen Finger dafür rühren wird. Er dachte: ich muß reisen, aber er wollte es ganz und gar nicht. Bald fragte er sich: wozu reisen? bald: wozu bleiben?

Ein seltsam klares und sicheres Vorgesühl unendlicher Wichtigkeit erfaßte ihn. Und er dachte: das ist so — so muß es sein, wenn man nicht mehr lebt. Das ist angenehm . . . Und dann wieder: wozu soll ich leben?

Dieser blühtartige Gedanke durchfuhr ihn mit einem halb schmerzlichen, halb wollüstigen Schauer. Jener unbergessene schreckliche und zugleich genußreiche Moment, den er einmal empfunden hatte, kam wieder. Einst, vor langer Zeit, wie er in Amerika war, als er zum erstenmal gewagt hatte, einen Menschen zu töten.

„Sieh da! Sieh da!“

Gryziak pflegte nie lange zu überlegen. Gedankenlos hatte er Menschen getötet, gedankenlos das geraubte Geld vergeudet, und ebenso gedankenlos hatte er sich vielfach in die gefährlichsten Abenteuer gestürzt. Er war stets bereit, denn sein ganzes Leben setzte sich nur aus Momenten und plötzlichen Willensäußerungen zusammen.

Schon hatte er die Waffe hervorgeholt, als ihn eine plötzliche Scham überfiel.

Unerklärlich bleibt es, woher sie jetzt kam, diese Scham, da doch alles andere verschwunden war! Dahin war der Zorn auf die Menschen, der Durst nach Blut und Wahrheit, der Glaube an eine bessere Welt, die Erinnerung an seine Erlebnisse und alles Wünschen. Es blieb nichts zurück als eine gewisse ritterliche Ambition. Der einzige Ehrenpunkt eines verlorenen Menschen. Und er sagte sich: Nicht Gryziak, nicht auf bourgeoise Weise!

Er streichelte noch einmal den Hund, der ihm klug und ernst in die Augen sah, als würde er alles verstehen.

„Komm, mein Hündchen, komm, und sieh, wie Gryziak, ein freier Mensch, den seine Kameraden „den Rager“ nannten, zum letztenmal durch die Welt spaziert!“

Er blieb an der Ecke der Vielanskistraße stehen und wartete. Ein eleganter Herr, der mit prächtigen Koffern von gelbem Leder in einer feinen Droschke auf Gummirädern daherfuhr, gefiel ihm. Er kam vom Bahnhof, sah bequem zurückgelehnt, mit einem pompösen Futteral auf den Knien. Gryziak zielte, schoß — und fehlte. Er zielte noch einmal, aber der elegante Herr, der nach dem Knall sich umfah, bemerkte, daß auf ihn gezielt werde, und warf den Kopf instinktiv auf die Knie.

Ringsum leerte sich die Straße. Die Leute stürzten in die Tore und flüchteten nach allen Seiten.

Gryziak sah die Patrouille näher kommen: — hier heranlaufende Soldaten, von Schutzleuten begleitet. Er trat in die Mitte der Straße und stemmte die Hände in die Seiten. „Hände hoch!“ schrie der erste Polizist, ein dicker, muskulöser Kerl, während er mit seinem Revolver nach ihm zielte, und stürzte im gleichen Augenblick mit dem Gesicht nach vorn zu Boden. Gryziak schoß noch einmal — und traf einen Soldaten, der sein Gewehr fallen ließ, doch auf den Beinen blieb. Die andern warfen sich wie auf Kommando auf ein Knie und eröffneten das Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Hungerqualen im Eise.*)

Es ist ein prächtiger Morgen, still und klar, allein wir haben anderes zu tun, als schöne Sonnenaufgänge zu bewundern. Jetzt, da wir zu sehen imstande sind, setzen wir unseren Weg rascher fort, denn bis zum Dammars-Pafen ist es noch sehr weit. Nur alle zwei Stunden halten wir inne, um kurz zu rasten. Wenn es auch herrlich ist, auf dem Rücken zu liegen und die Glieder zu strecken, so werden diese wenigen Minuten des Friedens doch durch den Gedanken an die Qualen gestört, die uns bevorstehen, bis wir wieder in Gang kommen und die Steifheit aus den Gliedern gearbeitet haben. Vor allem die geschwollenen Knöchel schmerzen furchtbar infolge der vielen Verrentungen, denen sie zwischen den großen Steinen unaufhörlich ausgesetzt sind.

Es steht schlimm mit den schmerzenden Füßen; sind wir aber erst in Bewegung, so geht es einigermaßen. Schlimmer ist es mit dem Hunger, der mit jeder Minute zunimmt und physische Schmerzen verursacht. Ich kann immer nur an Essen denken. Anfangs weilen meine Gedanken mit Sehnsucht bei der Erinnerung an verschiedene Speisen, allmählich aber verdrängt der Gedanke an Butterbrot sie alle. Warum es heute gerade Butterbrot sein muß, weiß ich nicht, denn in den letzten Tagen war es vor allem ein ungeheuer großes Beefsteak, das meiner Phantasie als Zubegriff allen irdischen Glücks vorgeschwebt hatte. Heute jedoch ist es, wie gesagt, Butter-

*) Kapitän Mikelsen schildert in seinem Buche „Ein arktischer Robinson“, dessen erste Hefte eben bei Brockhaus herausgekommen sind, die Abenteuer und Strapazen, die er auf seiner grönländischen Expedition erlebte. Sie wurde bekanntlich unternommen, um die verlorenen Tagebücher Nylus—Erichsens wieder aufzufinden.

brot, das mir als das Begehrtestwerteste auf Erden erscheint. Besonders an die Pakete mit Nahrungsmitteln muß ich denken, die ich Vetter oft erhalten sah, und der Gedanke an die Geringfügigkeit, mit der die meisten dieser Wackeren eine solche Gabe betrachteten, die zu besigen ich in meinem gegenwärtigen Zustand Jahre meines Lebens geben würde, versetzt mich in wahre Wut. Auch an die schönen weißen kleinen Frühstückspakete muß ich denken, die ich von meinen Schultagen her so gut kenne und der Gedanke daran erfüllt mich in einem Maße, daß ich vergesse, wo ich bin und mir schließlich einbilde, in Kopenhagen umherzuwandern und eifrig nach einem dieser Pakete zu spähen, die ich in besseren Tagen bisweilen auf der Straße liegen sah. Und plötzlich erblicke ich, was ich suche — ein kleines weißes Paket, es liegt ein wenig rechts von mir; es kann offenbar nichts anderes enthalten als Butterbrot! Schnelligst will ich zu ihm hineilen und es aufheben, bevor ein Konkurrent es entdeckt; doch da stößt mein Fuß an einen Stein, der mich auf peinliche Weise daran erinnert, daß ich in Grönland bin und daß Kopenhagen und Butterbrote unendlich fern sind. Zu Iversens großer Verwunderung bin ich nach rechts abgebogen, und vor mir liegt ein kleiner weißer Stein leuchtend im Sonnenlicht — — Ach nein, diesmal war es nichts Ehbares! Ich spanne meinen Riemen also fester und gehe wieder längs der Küste weiter. Doch die lockenden Pakete wollen mir nicht aus dem Sinn! Es währt nicht lange, so bin ich abermals auf Abwegen und ertappe mich dabei, wie ich wieder vom Kurs abweiche, um Jagd auf einen kleinen weißen Stein zu machen, in dem seligen Glauben und der sichern Ueberzeugung, mich diesmal nicht zu täuschen, sondern wirklich ein Paket Eßwaren zu sehen.

Daß es Iversen nicht besser geht als mir, ist klar; denn ich merke, daß er häufig stehen bleibt, und wenn ich mich umwende, um zu sehen, was im Wege ist, beachte ich, wie er einen großen Stein einer gründlichen Untersuchung durch das Fernglas unterzieht, es jedoch kopfschüttelnd gleich wieder absetzt. Ich frage mehrmals, ob er etwas von Interesse sehe, und erhalte stets die Antwort, er habe geglaubt, eine Probiantliste zu sehen, aber bei näherer Untersuchung habe sich herausgestellt, daß es ein großer Stein sei. Bald höre ich auf zu fragen, denn es ist allzu peinlich, und ich weiß ja, was zu sehen er sich einbildet.

Der Beginn des frühlingswetters.

Von Dr. Richard Hennig.

Der Name „Marias Lichtmeß“, den die katholische Kirche dem 2. Februar beigelegt hat, besitzt zwar ursprünglich gar keine Beziehung zur Jahreszeit, dennoch hat die Wahrnehmung, daß von Anfang Februar an die Zunahme des Tageslichts, insbesondere in den Nachmittagsstunden, sehr merklich ist, in Verbindung mit dem Ausdruck „Lichtmeß“ von jeher wesentlich dazu beigetragen, daß der 2. Februar als „Lichttag“ der Witterung eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat und in den „Bauernregeln“ eine hervorragende Stellung einnimmt. In den weitaus meisten Jahren steht ja zwar die um diese Jahreszeit besonders auffällige rasche Zunahme der Tageshelligkeit in einem recht süßbaren Gegensatz zur Gestaltung der Witterung, denn gerade die ersten zehn Tage des Februar stellen durchschnittlich die Hauptschneezeit für Deutschland dar, und im Anschluß daran erfolgt in der Zeit zwischen dem 10. und 15. Februar meistens noch ein äußerst kräftiger Kälterückfall, so daß man in der Regel erst in der zweiten Hälfte des Februar die Empfindung hat, daß es dem Frühling entgegengeht.

Zuweilen freilich, wenn klares, ruhiges Wetter mit mäßig hohen Temperaturen zusammentrifft, kann man auch schon in der ersten Februarhälfte vermeinen, mitten im Frühling zu sein. Es kommt zu dieser frühen Jahreszeit vereinzelt Tage vor, daß man in den Tagesstunden gern auf jeden Mantel und jede sonstige wärmende Hülle verzichtet. Besonders typisch in dieser Hinsicht waren die Tage vom 10. bis 16. Februar 1899, die eine Wärme brachten, wie sie der zweiten Aprilhälfte angemessen ist; am 10. stieg das Thermometer in Norddeutschland vielfach auf 15 Grad Celsius. Auch im folgenden Jahre, 1900, gab es um dieselbe Zeit des Jahres ähnliches abnorme, ja, noch extremere Temperaturen: am 15. Februar stand zum Beispiel in Hannover das Thermometer im Schatten auf 19 Grad Celsius! Solche Vorwommisse gehören immerhin zu den sehr seltenen Ausnahmen und sind auch nicht einmal erwünscht, denn ein Rückschlag bleibt kaum jemals aus, der um so empfindlicher sein muß, je weiter durch die unzeitgemäße Wärme die Vegetation schon herborlockt worden ist. Gerade in den genannten Jahren 1899 und 1900 brachte der Monat März noch recht empfindliche Kälte, im Jahre 1899 sogar noch den stärksten Frost des ganzen Winters.

Gegen Ende Februar stellt sich das ausgesprochen frühlingsmäßige Wetter schon häufiger ein, obwohl auch dann kräftige Rückschläge niemals ganz ausbleiben, wie schon allein daraus hervor geht, daß der letzte winterliche Schneefall im mittleren Norddeutschland stets erst in den Monaten März oder April, zuweilen selbst im Mai vorkommt. Zumal in den Jahren 1900, 1903 und 1912 gab es in Deutschland gegen Ende Februar schon Wärmegrade, wie sie einem besonders schönen April- oder Maitag durchaus angemessen sind. Am 29. Februar 1912 stieg in Berlin das Thermometer bis auf 16,8 Grad Celsius, und am 26. Februar 1903 beobachtete man in Süddeutschland bereits geradezu sommerlich anmutende Schattentemperaturen, so in Stuttgart 20,5, in München 21 Grad Celsius

mit, ähnlich am 26. Februar 1900 in Kassel 20 Grad, in Friedrichshagen 20 Grad Celsius.

Ein überwiegend schöner, sonniger warmer März ist eine Herzensfreude für jeden Menschen. Derartige Märzmonate stellen jedoch immerhin keineswegs die Regel, sondern die seltene Ausnahme dar. Einige der in der deutschen Geschichte berühmtesten Märzmonate, so vor allem die der Jahre 1813 und 1848, brachten anhaltend warme Frühlingwitterung; im letzten halben Jahrhundert waren aber immerhin nur insgesamt 6 Märzmonate zu verzeichnen, die in der Tat als schöne und warme Frühlingssmonate angesprochen werden konnten, nämlich die der Jahre 1862, 1872, 1882, 1890, 1896, 1903. In anderen Jahren gab es zwar vereinzelt sehr warme Märztage, so z. B. den wärmsten Märztag der letzten Jahrzehnte, den 30. März 1911, der z. B. in Berlin eine Temperatur von 22,5 Grad brachte — aber der größte Teil des Monats hatte dann trotzdem keineswegs ein auffällig warmes und angenehmes Wetter aufzuweisen. So herrlich eine frühzeitige, fast sommerlich anmutende Witterung ist, als ein Segen ist sie trotzdem durchaus nicht anzusehen, denn die Erfahrung lehrt, daß auf einen ausnehmend frühen, schönen und warmen Frühling fast stets ein kalter, unfreundlicher, regnerischer Sommer folgt; die oben genannten vier Jahre 1882, 1890, 1896, 1903 boten z. B. trübseelige Beispiele hierfür. Ja, noch im Frühling selbst kann nach wochenlanger Dauer des herrlichsten Wetters ganz plötzlich ein Rückschlag allerempfindlichster Art folgen, der dann natürlich um so verderblicher ist, je prächtiger vorher der Lenz sich entfaltet hatte. Ein typisches, schlimmes Beispiel hierfür bot besonders das Frühjahr 1903: von Mitte bis Ende März herrschte, mit nur unbedeutenden Unterbrechungen, wundervolles, warmes Wetter, das am 26. Februar in Süddeutschland schon Wärmemaxima von 21, am 26. und 27. März auch in Norddeutschland schon solche von über 23 Grad brachte (Erfurt 23,6, Lüneburg 23,3, Frankfurt a. Main 23,4, Frankfurt a. O. und Kassel 23,0, Lauenburg i. Pom. 22,5 Grad). Dann aber wurde etwa seit dem Ostersonnabend (11. April) das Wetter unfreundlicher und immer kälter, und schließlich raste am 19. April, dem Sonntag Quasimodogeniti, ein Schneesturm aus Nord über Norddeutschland daher, der das gewaltigste derartige Ereignis seit langer Zeit war, und der besonders an der pommerschen Küste eine schwere Katastrophe darstellte, da er die größte Sturmflut mit sich brachte, die man dort seit dem verhängnisvollen, berühmten 13. November 1872 erlebt hatte. Nicht viel später, Anfang Mai, hatte dann Norddeutschland bereits wieder geradezu hochsommerliche Hitze zu verzeichnen, aber der eigentliche Hochsommer war dann alles weniger als erfreulich.

Derartigen Fällen besonders früher und intensiver Frühlingswärme stehen die gegenüber, in denen der Winter sein Regiment scheinbar gar nicht abgeben will, in denen Frost und Schnee noch bis tief in den meteorologischen Frühling hinein ihre Herrschaft behaupten. Ausgesprochen winterliche Märzmonate sind leider kaum seltener zu verzeichnen als die anhaltend warmen und schönen. Als Typus des Märzwinters gilt der März 1888, der in den Tagen vom 11. bis 22. März noch einmal empfindliche Kälte und eine gewaltige Menge von Schnee brachte. Dennoch war die Kälte im März 1888 nicht annähernd so scharf ausgeprägt und vor allem nicht entfernt so lange dauernd, wie in manchen anderen Jahren, ja, am 29. März 1888 herrschte (was der Erinnerung fast ganz verloren gegangen ist) eine fast sommerlich anmutende Wärme, die z. B. in Berlin abends ein sehr kräftiges Hitzegewitter nach sich zog. In Berlin betrug die tiefste Temperatur in jenen Märztagen — 12,5 Grad Celsius; es ist dies eine recht strenge Kälte, aber sie stellt für den März immerhin kein Extrem in ihrer Art da. Zwei Jahre vorher, am 1. März 1886, beobachtete man in Berlin noch — 14, in Kassel — 17,5, in Thorn gar — 22 Grad Celsius, am 2. März 1845 gab es auch in Berlin — 19, und selbst um Ende März sind in Berlin gelegentlich noch Temperaturen vorgekommen, wie 1888 vom 14. bis 16. März, so z. B. 1853 am 29. März — 12,5, 1785 am 26. März sogar — 14 Grad! Auch in neuerer Zeit, nach 1888, hat ähnliches sich in Deutschland ereignet, ohne daß es auch nur einen Bruchteil der Aufmerksamkeit erregt hätte, wie die Kälte im März 1888; am 24. März 1899 stand z. B. das Thermometer in Erfurt auf — 13,5, in Reutheitz auf — 15,5, in Lüneburg gar auf — 19 Grad Celsius!

Geht mit einer derartig späten und unzeitgemäßen Kälte die Bildung einer neuen, starken Schneedecke Hand in Hand, wie es 1888 der Fall war, oder hält sich eine bedeutende Schneedecke vom Winter her bis tief in den März, wie vor allem im Jahre 1845, das eine starke, dauerhafte, vom 27. Januar bis 23. März dauernde Schneedecke brachte, so erreicht die Gefahr einer etwaigen Frühjahrsschwemmung ihren Höhepunkt. Plötzliche, rapide Wetterumschläge sind bei solchem Frost im März nur allzu leicht möglich: in genannten März 1899, der allerdings glücklicherweise keine Schneedecke mehr brachte, stieg z. B. in Erfurt das Thermometer in 5 Tagen (24. bis 29. März) von — 13,5 auf + 18,5 Grad, also um 32 Grad! Eine etwaige Schneeschmelze, die durch einen solchen raschen Uebergang von strenger Winterkälte zu sommerlich warmer Witterung bedingt wird, muß unabsehbares Unheil anrichten. Das hat Deutschland niemals deutlicher erfahren als im März 1845 nach der erwähnten zweimonatlichen strengen Winterkälte, die um Anfang März noch Temperaturen von — 20, um Mitte März von — 18 Grad Celsius in Norddeutschland bedingte. Als dann am 23. März plötzlich Rauwetter eintrat, führte die rapide Schneeschmelze in Mitteldeutschland eine geradezu ungeheure Ueber-

schwemmung herbei, die die größte des ganzen 19. Jahrhunderts war und am 31. März ihren Höhepunkt erreichte.

In leider nur allzu zahlreichen Fällen dauert es in Norddeutschland bis tief in den April, ja, zuweilen selbst bis tief in den Mai, ehe man zum ersten Male im Freien deutlich die Empfindung hat, daß der Frühling nunmehr tatsächlich eingetroffen sei. Raue und kalte Witterung ist dem April leider kaum seltener als frühlingsmäßig warme zu eigen; ist es doch bezeichnend genug, daß in den letzten Jahrzehnten das Osterfest häufiger leichten Schnees gebracht hat als das Weihnachtsfest! Die Klage, daß man erst Ende April, ja, wie 1907 und 1909, erst Anfang Mai die Ofenheizung einstellen kann, hört man ja leider in nur gar zu vielen Jahren, und die lange Dauer der Tageshelle steht dann in einem ganz merkwürdigen Gegensatz zu dem winterlich rauhen Wetter. Aber obwohl vom Februar bis in den Mai hinein immer wieder und wieder die beginnenden Frühlingssahnungen ersicht werden von den Nachwehen des Winters — es ist doch eine prächtige Jahreszeit, und einmal, bald früher, bald später, heißt es doch: „Winterstürme wichen dem Bonnemond!“

Kriegschirurgie im Balkankrieg.

Auch die auf dem Kriegsschauplatz beschäftigten Chirurgen haben die Zeit des Waffenstillstands benutzt, und so konnte die Gesellschaft der Ärzte in Wien in ihren letzten Sitzungen eine Anzahl von Berichten über die im Balkankrieg gemachten Erfahrungen entgegennehmen. Zunächst hat Professor Alfred Egner, der mit mehreren Assistenten das größte Hospital in Sofia übernommen hatte, seine Erfahrungen vorgelegt. Die Arbeit war besonders in dem ersten Kriegsmonat sehr hart, da täglich Transporte von Verwundeten eintrafen, und zwar meist in der Nacht. Der größte Teil der Verletzten hatte fünf bis zehn Tage zubringen müssen, ehe sie in ärztliche Behandlung kamen. Der Transport schloß mehrtägige Fahrten in einem offenen Büffelwagen in sich. Dazu war das Verbandzeug, das ein Teil der Armee erhalten hatte, nur selten zur Benutzung gekommen. Im ganzen wurden etwa 1200 Fälle behandelt, davon wurden etwa 300 leicht Verwundete sofort an andere Krankenhäuser in der Provinz weiter befördert. Der Bericht von Professor Egner erstreckte sich auf eine Zahl von 617, wovon 474 durch Gewehrschüsse, 138 durch Artilleriegeschosse und nur 5 durch Hieb- und Stichwunden verletzt waren. Unter den Verwundeten hatten 65 mehrere Augen, und zwar bis zu vier. Das von den Türken gebrauchte Geschos ist eine Spitzkugel, mit der bisher noch keine Erfahrungen im Ernstfall gesammelt worden waren. Die meisten Wunden waren sogenannte Durchschüsse, bei denen das Geschos also nicht stecken bleibt, sondern den ganzen Körper durchschlägt. Dabei ist die Verunreinigung der Wunde eine noch größere Gefahr, und es ist auch eine Reihe von Todesfällen durch Starrkrämpfe zu verzeichnen gewesen. Vermutlich war die Infektion erst durch das Stroh der Eisenbahnwagen erzeugt worden. Erfreulich ist die Tatsache, daß der Fortschritt der Chirurgie es jetzt auch im Kriege in der Mehrzahl der Fälle gestattet, auf Amputationen Verzicht zu leisten. Egner hat solche nur dreimal ausgeführt. Ohne Operation war allerdings nur selten auszukommen, da sie zur Sicherung gegen Blutvergiftung erforderlich war. Die häufigen Lungenchüsse dagegen wurden nur ausnahmsweise operiert. Auch neun Bauchschüsse heilten ohne Operation. In der Zusammenfassung seiner Erfahrungen hebt Professor Egner besonders hervor, daß der Erfolg der Behandlung im Kriegshospital zu allermeist von der Güte des Sanitätsdienstes im Felde abhängig ist. Eine zu energische Reinigung und Behandlung der Wunden im Felde hatte nach seiner Angabe mehr geschädigt, als sich später durch den Arzt wieder gutmachen ließ. Eine wichtige Einzelheit ist der Hinweis, daß die für den Krieg notwendigen Vorräte von Kautschuk schon bald und fortwährend ergänzt werden müssen, da sie zu leicht verderben und die Pfleger damit eines der notwendigsten Materialien beraubt werden.

Dr. Gehroldt war seit Ende Oktober in Philippopol tätig und erhielt die ersten Verwundeten von Adrianopel und Kirklisse. Von 360, die er längere Zeit behandelt hat, waren 223 Gewehrschüsse, 108 Artilleriegeschüsse, der Rest Stiche, Hiebe oder Schläge. Auch hier war der Zustand der Verwundeten bei der Einlieferung meist ein sehr trauriger und bewies, daß weder chirurgisch geschulte Ärzte noch Verbandzeug hinreichend hinter der Front vorhanden gewesen waren. Die Beförderung erfolgte auch hier nur selten durch Eisenbahnwagen, sondern fast immer auf Büffellarren, die bei dem schlechten Zustand der Straßen schon für einen gesunden Menschen eine Folter zu sein pflegen. Aus der Schlacht bei Lüle Burgas brachten sogar Schwerverwundete zehn Tage bis zum Krankenhaus trotz einer Entfernung von nur 230 Kilometer. Es konnte infolgedessen nicht wundernehmen, daß fast die Hälfte aller Schwerverletzungen, bei denen Knochen getroffen waren, in Eiterung übergingen. Andererseits nahmen die Verletzungen von Weichteilen zum größten Teil einen harmlosen Verlauf. Von vier Schädelverletzungen konnte wenigstens eine trotz schwerer Infektion geheilt werden. So weit die von der türkischen Spitzkugel hervorgerufenen Brüche mit zahl Splinterbrüche festgestellt. Die vom Infanteriegeschos erzeugten Knochenverletzungen bereiteten weit häufiger als die durch Schrapnellkugeln geschaffenen. Nach den Erfahrungen dieses Arztes macht es

dabei kaum einen Unterschied, ob das Geschöß stedegeblieben war oder den Körper wieder verlassen hatte. Bisher glaubte man allgemein, daß stedegebliebene Schrapnellgeschöße in dieser Hinsicht am gefährlichsten wären. Diese Erfahrung wird auch nicht bezweifelt, da die Infektion der Wunden in diesem Kriege einen ungewöhnlich großen Umfang erreicht zu haben scheint. Dr. Geyroslky schließt mit dem Urteil, daß er vorwiegend mit sekundären Infektionen zu tun gehabt habe, die zu vermeiden gewesen wären, wenn die Bulgaren hinter der Front über eine genügende Anzahl von chirurgisch geschulten Ärzten verfügt hätten, wenn dort der Vorrat an Schienen und Verbandsmaterialien ausgereicht hätte und wenn die Transportverhältnisse bessere gewesen wären“.

Der dritte österreichische Arzt, der vom Kriegsschauplatz berichtet hat, ist Dr. Otto v. Frisch. Seinen Ausführungen ist zunächst zu entnehmen, daß von den 15 Lazaretten in Sofia überhaupt nur eins von bulgarischen Chirurgen geleitet gewesen ist, die übrigen von österreichischen, ungarischen, deutschen, französischen, englischen und russischen Missionen. Die Belegung stieg zeitweise bis auf 4000 Verwundete, von denen Frisch 900 in Behandlung gehabt hat. Die Leiden der Kranken auf dem Transport waren für den Arzt ohne weiteres daraus zu erkennen, daß sie im Bett sofort einschliefen, auch wenn ihre Wunden im bösartigsten Zustand waren. Allerdings zeigten manche unter ihnen auch eine erstaunliche Gleichgültigkeit, indem sie auf Flößen bliesen, nach Jungenart mit Papierjoldaten weiter Krieg spielten oder anderem Zeitvertreib oblagen. Manche Verwundete hatten acht Tage und Nächte mit zerstückten Gliedern bei Null Grad im Sumpf gelegen, ehe sie aufgefunden worden waren, und auch sie erholten sich bald und sangen und piffen schon am frühen Morgen. Von den Anklagen der Grausamkeit, die gegen die Türken gerichtet worden sind, hat Frisch wenig Bestätigung gesehen, obgleich es an einzelnen Scheußlichkeiten nicht gefehlt hat. Uebrigens sollen sich viele Verwundete, namentlich unter den Offizieren, selbst erschossen haben, wenn sie in Gefahr gerieten, den Feinden in die Hände zu fallen. Der gegenseitige Haß war so groß, daß die Verwundeten schon bei der Einkieferung möglichst bald getrennt werden mußten. Das Verhältnis der Waffen bei den Schußverletzungen war so, daß auf je zehn Gewehrschüsse zwei Schrapnells und eine Granate entfielen. Unter den Gewehrverletzungen war ihre Häufigkeit an der linken Hand und dem linken Ellbogen und andererseits am rechten Oberarm und an der rechten Schulter auffällig. Diese Körperteile sind in den Schützengräben am wenigsten gedeckt. Mehrere Soldaten hatten Quetschungen durch Granaten ohne jede offene Wunde erlitten, und gerade diese Fälle waren durch die Merkmale von Gehirn- und Rückenmarkserschütterung schwierig. Etwa ein Drittel aller Verwundeten war einer Infektion anheimgefallen. Ohne das würde der Verlauf der Wiederherstellung ein außerordentlich günstiger gewesen sein. Frisch sagt: „Man möchte es nicht für möglich halten, wo überall ein Geschöß durchgehen kann, ohne Schaden anzurichten, wenn die Wunde nicht verunreinigt wird.“ Verstümmelnde Operationen wurden nur im äußersten Notfall ausgeführt, und sie sind nach den Erfahrungen des Arztes sogar bei infizierten mit Fieber verbundenen Verletzungen durchaus nicht immer erforderlich. Den Schluß macht eine Darstellung von Professor Alexander Fraentel, der schon im serbisch-bulgarischen Krieg tätig gewesen war, so daß er besonders die Fortschritte der Kriegschirurgie zu beurteilen vermochte. Er tritt namentlich dafür ein, daß seine auf die Autorität von Bergmann gestützte Forderung, Kriegswunden hauptsächlich durch einfachen Abschluß zu schützen und im übrigen möglichst sich selbst zu überlassen, durch die neuesten Erfahrungen als berechtigt erwiesen worden sei.

Wirtschaftsgeschichte der französischen Revolution.

In der ungeheuren Literatur zur Geschichte der französischen Revolution, die sich seit 120 Jahren angesammelt hat, nehmen die Werte ökonomischen Charakters einen sehr bescheidenen Platz ein. Die älteren Historiker konzentrierten ihr Interesse auf die politischen Vorgänge, auf die religiösen und anderen ideologischen Probleme und auch die Forscher, die wie Tocqueville in seinem Buch über das „ancien régime“ — die Revolution als einen Teil einer sozialen, unter dem Gesichtspunkt der Klassenentwicklung zu erfassenden Prozesses erkannten, haben sich infolge der Dürftigkeit des ihnen zur Verfügung stehenden Quellenmaterials gebindert, ein auf das Eindringen der ganzen französischen Gesellschaft des Revolutionszeitalters gegründetes Gesamtbild herzustellen. In den letzten Jahren ist es allerdings besser geworden. In der Revolutionsgeschichte Araportius z. B. sehen wir eine ausgedehnte ökonomische Quellenliteratur verwendet — wenn auch mit einem allzu selbstgewissen Dogmatismus — und das Buch Heinrich Cunow's bewertet insbesondere die allzu lange vernachlässigte Zeitungsliteratur zur Analyse der Klassenbewegung in den Revolutionsjahren. Aber die Intuition und der Fleiß des Forschers können sich erst auf der Grundlage einer möglichst lückenlosen Quellenammlung voll betätigen. Es war darum

ein äußerst glücklicher Gedanke Jaurès', der selbst bei der Abfassung seines großen, in der „Histoire Socialiste“ veröffentlichten Werkes über die Revolution den bestrebenden Mangel wirtschaftlicher Dokumente empfunden hatte, als er 1913 in der Deputiertenkammer eine Resolution einbrachte, die die Konstituierung einer an das Unterrichtsministerium angegliederten Kommission zur Erforschung und Veröffentlichung von Dokumenten über das Wirtschaftsleben der Revolution beantragte. Die Kammer nahm die Resolution einstimmig an und die Kommission nahm bald, vom Ministerium ausreichend subventioniert, ihre Arbeiten in Angriff. Ihre Tätigkeit war überaus fruchtbringend. Vor allem galt es, die Quellenammlung im ganzen Lande zu organisieren, um zu einem Gesamtbild des wirtschaftlichen Zustandes und der wirtschaftlichen Bewegungen in der Revolutionszeit zu gelangen und die methodische Veröffentlichung der Dokumente zu sichern. Die Zentralkommission, deren Präsident Jaurès und deren Vizepräsident Prof. Aulard, der bekannte Verfasser der politischen Geschichte der Revolution ist, rief Departementskomitees ins Leben, in denen sich Gemeindeglieder und Bibliothekare mit Mittelschullehrern und Privatgelehrten, aber auch arbeitsfreudigen Volksschullehrern und schlichten Geschichtsfreunden ohne akademische Schulung vereinigten. In der Zentralkommission arbeiten akademische Lehrer und gelehrte Archivare. Das Resultat dieser großartigen, von gelehrtem Junftdünkel freien Arbeitsorganisation stellt sich nach einem Jahrzehnt in 55 großen Bänden dar, die auf ein bisher in Rebel gehülltes Gebiet ein überraschendes Licht werfen und manche verbreitete Irrtümer berichtigen. Die Pariser Mitarbeiter haben u. a. die Protokolle der Komitees für Agrikultur und Handel, für die Feudalrechte, für die Vetteile und die Nahrungsmittelversorgung herausgegeben. Ganz außerordentlich wichtig aber ist die von den Provinzkomitees in Angriff genommene Sammlung der „Cahiers“, und zwar nicht der schon bekannten, von den Deputierten des dritten Standes nach Versailles gebrachten Schwerverdritten, sondern der Originale, die von den Bauern selbst in den Pfarrensprengeln ausgearbeitet, bisweilen den aus der Stadt gekommenen Kandidaten diktiert wurden. Auch die Protokolle über den Verkauf der Nationalgüter wurden ans Licht gebracht, die nicht nur den Schätzungs- und den Kaufpreis enthalten, sondern oft mit dem Namen und dem Stand des Erwerbers versehen sind, so daß jetzt erst möglich wird, zu beurteilen, welche Bedeutung diese Operation für die sozialen Kategorien und ihre gesellschaftlichen Macht hatte.

Anläßlich des Ablaufs des ersten Jahrzehnts dieser Arbeit fand in den letzten Tagen in der Sorbonne eine Generalversammlung des Zentralausschusses und der Provinzkomitees statt, die den Charakter eines Kongresses für die Wirtschaftsgeschichte der Revolution annahm. In zwei Sitzungen wurden die organisatorischen Regeln für künftige Arbeit diskutiert und festgelegt. Es wurde namentlich beschlossene, die auf die Nationalgüter bezüglichen Dokumente möglichst rasch zu klassifizieren. Angeregt wurde ferner die Anlage von Inventuren der Gemeindeglieder mit Hilfe der Gemeindeglieder. Verschiedene Teilnehmer legten interessante Beiträge zur ökonomischen Geschichte der Revolution vor.

Der Kongreß wurde am Mittwoch mit einer solennen Sitzung in einem großen Saal der Sorbonne geschlossen. Nach einem Bericht Professor Aulards über die Geschichte, die Leistungen und die künftigen Unternehmungen der Vereinigung gab Jaurès eine Uebersicht über die Schlüsse, die sich jetzt schon aus der Dokumentenmasse ziehen lassen. Das wichtigste Ergebnis ist für Jaurès, daß die Revolution von 1789 nicht, wie man ehemals angenommen hat, im wesentlichen ein Werk der städtischen Bürger und ihres proletarischen Anhangs und nicht, wie Laine meint, ein in doktrinärer Borniertheit unternommener Angriff auf die organische Entwicklung, nicht, wie seine modernen reaktionären Nachbeter glauben machen wollen, ein Bruch mit der nationalen Tradition ist. In den Klageschriften der Bauern zeigt sich nicht nur der Geist der Aufklärungsphilosophen, sondern die Liebe zur Erde und zum alten Herkommen, der Trost des freien Mannes gegen den feudalen Bedrücker, das Bewußtsein der Volkseinheit. Aber alle diese Ueberzeugungen und Bestrebungen geben sich in einer Vielgestaltigkeit kund, die die Gesamtheit dieser Dokumente zu einem treuen Spiegel der nationalen Kultur und ihres fortzuehenden Lebenstriebs macht. Die Bourgeoisie und die Bauern haben sich zum Kampf gegen die Feudalrechte geeinigt, aber die Bauern lassen sich keineswegs von den studierten Stadtherren blindlings führen, sondern fordern in den Urwählerversammlungen von denen, die sie zu vertreten beanspruchten, Bürgerschaften. Und in den Forderungen, die die Revolution auf dem Gebiet des Steuerwesens hervorbringt, kann man ganz deutlich drei Auffassungen unterscheiden, die den Interessen dreier Klassen entsprechen: der Handarbeiter, der Bourgeois und der Bauern. Die Kenntnis der fiskalischen Probleme und der administrativen, die — auf dem Gebiet der Warenproduktion — zur Einrichtung des Maximums geführt haben, gilt es jetzt vor allem zu vertiefen. — Jaurès schloß mit einem begeisterten Ausblick auf den emporstrebenden großartigen wissenschaftlichen Aufbau, dem die Vereinigung dient und dessen Krönung im formvollendeten Werk des mit philosophischem Geist die Materie durchdringenden Geschichtsschreibers ohne die selbstlose Hingabe der schlichten Helfer und ohne die moderne Zusammenfassung der Kräfte in einer Organisation nicht möglich wäre.